

The background features large, stylized, semi-transparent quotation marks in shades of yellow and orange. There are three opening quotation marks at the top right and three closing quotation marks at the bottom left, with a large comma-like shape in the bottom left corner.

Kulturpreis Deutsche Sprache

2004

Ansprachen und Reden

Herausgeber:
Helmut Glück
Walter Krämer
Eberhard Schöck

Kulturpreis Deutsche Sprache

2004

Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

IFB Verlag Paderborn

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de>
abrufbar.

Erste Auflage 2004
Copyright © by
IFB Verlag
im Institut für Betriebslinguistik
Schulze-Delitzsch-Straße 40
D-33100 Paderborn
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit
Genehmigung des Verlages
Druck: Difo-Druck, Bamberg

ISBN 3-931263-50-9

Kulturpreis Deutsche Sprache

2004

Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

Redaktion: Holger Klatte

Inhalt

Grußwort des Sprechers der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache Prof. Dr. Helmut Glück	9
Grußwort der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags Dr. Antje Vollmer	11
Grußwort des Staatssekretärs im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard	13
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Kassel Georg Lewandowski	16
Laudatio auf das Netzwerk für deutschsprachige Musik, Literatur und deutschen Film, <i>Irgendwo in Deutschland</i> Dr. Bernd Fischer	18
Dankrede des Chefredakteurs der Zeitschrift <i>Irgendwo in Deutschland</i> Peter Schlechter	19
Laudatio auf die Redaktion der Stuttgarter Zeitung Prof. Dr. Walter Krämer	21
Dankrede des Chefredakteurs der Stuttgarter Zeitung Peter Christ	23

Laudatio auf den Jacob-Grimm-Preisträger Victor von Bülow Dr. h.c. Robert Gernhardt	26
Dankrede des Jacob-Grimm-Preisträgers Dr. h.c. Vicco von Bülow	35
Autorenverzeichnis	41
Verzeichnis der bisherigen Preisträger	42
Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?	43

Zum Geleit

Es erschienen so viele Besucher zur vierten Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache, daß wir unseren schon traditionellen Ort der Veranstaltung, den Blauen Saal in der Kasseler Stadthalle, gegen einen größeren eintauschen mußten. Über tausend Gäste kamen zum Festakt am 30. Oktober. Wir freuen uns über soviel Zuspruch, denn die Wirkung in der Öffentlichkeit ist eines unserer wichtigsten Ziele. Für viele, die kommen wollten, gab es leider keine Eintrittskarten mehr. Dieses Büchlein mit den gesammelten Reden soll dafür eine kleine Entschädigung sein.

Wir freuen uns, daß wir in diesem Jahr wieder hochrangige Vertreter der Politik begrüßen durften, namentlich die Bundestagsvizepräsidentin, Dr. Antje Vollmer, und den Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard. Das macht deutlich, daß die deutsche Sprache als kulturpolitisches Thema ernstgenommen wird. Wie breit inzwischen das gesellschaftliche Interesse an der Sprache ist, zeigte die Diskussion um die Einführung einer Quote für deutschsprachige Musik im Rundfunk, die in den vergangenen Monaten geführt wurde. Einige Beiträge in diesem Buch gehen darauf ein. Die Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache wird sich auch künftig mit diesem Bereich beschäftigen.

Unser diesjähriger Jacob-Grimm-Preisträger hat viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dies fiel auch Vicco von Bülow auf, und es ehrt ihn, daß er zu verhindern suchte, daß den beiden kleineren Preisen nur eine Nebenrolle zugewiesen werden könnte. Wir können alle dahingehenden Befürchtungen ausräumen. Das *Netzwerk Irgendwo in Deutschland* und die *Stuttgarter Zeitung* waren wichtige Teile der Preisverleihung. Dies ist auch von den Medien so aufgefaßt worden. Hinzukommt, daß beide Preisträger eigene Möglichkeiten genutzt haben, um ihre Auszeichnung ins rechte Bild zu rücken.

Für den Ablauf der Veranstaltung haben wir in diesem Jahr viel Lob erhalten. Das Lob ist an die Mitwirkenden weiterzugeben, den Organisatoren, der Gruppe FU:NKE aus Berlin und der Kleinen Bühne 70 aus Kassel.

Nach dem Festakt sind viele Gäste unserer Bitte nachgekommen, Geld für die zerstörte Anna-Amalia-Bibliothek zu spenden. 1375,75 Euro kamen dabei zusammen. Bei allen Spendern bedanken wir uns an dieser Stelle noch einmal herzlich. Auch die beiden Stiftungen, die den Kulturpreis Deutsche Sprache vergeben, beteiligen sich am Wiederaufbau der Weimarer Bibliothek. Zusammen mit der Spende aus Kassel werden wir über 3000,- Euro überweisen können. Wir haben vorgeschlagen, einige der bei dem Brand verlorengegangenen Bücher zu ersetzen.

Die Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache wurde auch in diesem Jahr wieder von Kasseler Firmen unterstützt. Unser herzlicher Dank gilt der B. Braun Melsungen AG, der DaimlerChrysler Niederlassung Kassel-Göttingen, der Deutschen Städte Medien GmbH, der Hübner KG, der K+S AG, der kasseltourist GmbH, der Plansecur-Unternehmensgruppe, der Sparkassen-Versicherung und den Städtischen Werken Kassel.

Bedanken möchten wir uns schließlich bei der Stadt Kassel, beim Brüder-Grimm-Museum und bei der Brüder-Grimm-Gesellschaft. Wir denken, daß der Kulturpreis Deutsche Sprache gut zu Kassel paßt und erkennen dankbar an, daß er von der Stadt Kassel und ihren Bürgern gut angenommen worden ist.

Helmut Glück
Walter Krämer
Eberhard Schöck

Grußwort des Sprechers der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache

Prof. Dr. Helmut Glück

Meine Damen und Herren,

es ist heute das vierte Mal, daß wir den Kulturpreises Deutsche Sprache vergeben. Das Interesse an diesem Ereignis war so groß, daß wir umziehen mußten in der größten Saal, den dieses Haus besitzt.

Das Grund dafür ist ein doppelter. Unser diesjähriger Jacob-Grimm-Preisträger, Herr von Bülow, füllt schon allein große Säle. Und da Herr von Bülow im Doppelpack mit Herrn Gernhardt auftritt, der ebenfalls große Säle füllen kann, ist es kein Wunder, daß es hier eng ist. Seien Sie herzlich begrüßt, lieber Laureatus, lieber Laudator!

Der Initiativpreis Deutsche Sprache geht an die Gründer des Netzwerks für deutschsprachige Musik, Literatur und Film namens *Irgendwo in Deutschland*, die Herren Schlechter und Schorber. Sie haben die Berliner Gruppe FU:NKE mitgebracht, die hier und heute ein Beispiel



Prof. Dr. Helmut Glück und Dr. Vicco von Bülow

dafür geben wird, daß anspruchsvolle deutschsprachige Musik ins Ohr geht. Das haben manche Radioprogramm-Macher vergessen. Ich begrüße die Preisträger und die Musiker und wünsche uns und ihnen, daß wir künftig wieder mehr deutsche Liedtexte hören, wenn wir das Radio anstellen. Auf englische, französische und italienische Liedtexte wollen wir ja keineswegs verzichten.

Den Institutionenpreis Deutsche Sprache hat sich die

Redaktion der Stuttgarter Zeitung verdient. Wofür? Das wird Ihnen Prof. Krämer erklären. Ich begrüße den Chefredakteur und den Feuilletonchef der Stuttgarter Zeitung, die Herren Christ und Schleider.

Auch in diesem Jahr hat uns die Stadt Kassel ideell und organisatorisch geholfen, einige Kasseler Firmen haben uns finanziell unterstützt. Dafür danke ich Herrn Oberbürgermeister Lewandowski und den Firmen. Herr Lewandowski wurde übrigens vor kurzem zum Ehrenmitglied des Vereins Deutsche Sprache befördert. Das sollte einen Applaus wert sein.

Bleiben wir bei der Ehre. Es gereicht uns nämlich zu derselben, daß nach mir die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages zu Ihnen sprechen wird, Frau Vollmer. Im vergangenen Jahr hatten wir den Vizepräsidenten Lammert als Laudator hier, in diesem Jahr seine Amtskollegin. Frau Vollmer, seien Sie herzlich willkommen. Dann wird Herr Staatssekretär Prof. Leonhard das Grußwort der hessischen Landesregierung überbringen, anschließend wird Oberbürgermeister Lewandowski zu Ihnen sprechen. Danach kommen die Preisverleihungen. Lobendes zu *Irgendwo in Deutschland* wird Dr. Fischer von der Theo Münch-Stiftung vortragen und Prof. Krämer vom VDS wird die Stuttgarter Zeitung bescheiden erröten lassen. Dann kommen wir zum Finale: dem Auftritt der Herren Gernhardt und von Bülow. Zwischen ihren Reden wird der Stifter unseres Preises, Herr Schöck, Herrn von Bülow den Preis überreichen, und dabei gibt es ein Zwischenspiel der Kleinen Bühne 70 aus Kassel, die uns zwei Loriot-Szenen vorführen wird. Dafür danke ich den Mitwirkenden jetzt schon.

Auch ich komme zum Finale, zum Grüßen und zum Danken. Ich begrüße die anwesenden Abgeordneten des Deutschen Bundestages und des Hessischen Landtages, die Dezenten und Stadtverordneten der Stadt Kassel und ihre Vorsteherin, Frau Schmarsow, die anwesenden Bürgermeister, Kommunalpolitiker und Wirtschaftsvertreter Nordhessens. Ich begrüße Herrn und Frau Schöck, die Herren Hock und Fischer von der Theo Münch-Stiftung, den Vorsitzenden der Brüder-Grimm-Gesellschaft, Herrn Windfuhr, und die übrigen Mitglieder der Jury, die diesen Preis vergibt. Und natürlich begrüße ich herzlich Sie alle! Mein Dank gilt allen, die bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Veranstaltung geholfen haben und von denen ich nur Anja Apostel und Holger Klante namentlich nennen kann.

Ganz zum Schluß eine Bitte. Im September brannte die Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar. Diese Bibliothek ist nationales Kulturgut. Wir alle wissen, welchen Verlust der Brand für die deutsche Sprache und Literatur bedeutet. Die Bitte können Sie sich denken: Helfen Sie, die Weimarer Katastrophe zu lindern! Das können Sie tun, indem Sie nachher am Ausgang eine Spende in ein Körbchen legen. Kassel ist auf dem Weg zur Kulturhauptstadt Europas und hat dabei bereits meine Stadt, Bamberg, hinter sich gelassen, was ich mit Wehmut feststelle. Ich bin ein guter Verlierer: Viel Erfolg für Ihre Bewerbung! Es wäre eine gute Geste, wenn die Bürger der künftigen Kulturhauptstadt Kassel die Bibliothek der gewesene Kulturhauptstadt Weimar spürbar unterstützten. Spenden Sie reichlich! Aber nicht mit Unwillen, denn im zweiten Brief des Paulus an die Korinther steht geschrieben, daß Gott nur fröhliche Geber liebhat. Wir auch.

Grußwort der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags

Dr. Antje Vollmer

Herr Oberbürgermeister, Herr Staatssekretär, vor allen Dingen liebe und verehrte Preisträger von der Redaktion der Stuttgarter Zeitung, vom Netzwerk *Irgendwo in Deutschland* und besonders Sie, lieber und verehrter Vicco von Bülow, verehrte Jury, meine Damen und Herren,

ich freue mich, daß in der Stadt, die sich anschiekt Kulturhauptstadt Europas zu sein, dieser Preis vergeben wird. Ich freue mich, weil es diese vielen Bezüge gibt, weil hier nicht nur die Literatur, sondern vor allem auch die großen Sprachschätze der Brüder Grimm zu Hause waren, und weil auch immer das witzige Wort, die Karikatur, die Pointe – also eine breit gefächerte Kultur des Umgangs mit der deutschen Sprache mit Kassel verbunden sind.

Ich freue mich aber auch, weil ich glaube, daß dieser Preis von den Initiatoren sehr ahnungsvoll war. Nicht zuletzt in bezug auf bestimmte Debatten, die wir in den vergangenen Wochen geführt haben. Von daher kann ich für die Bundespolitik von ganz aktuellen Kämpfen um die Sprache berichten. Da ist die Rechtschreibreform, die ja nicht in die Bundeszuständigkeit gehört, in die wir uns aber immer wenigstens mit Worten einzumischen versuchen. Da sind auch die Debatten über den Rang von deutschsprachiger Musik oder über die Künstler dieses Landes. Die Reaktionen in der Öffentlichkeit sind beeindruckend. Inzwischen habe ich von über 30 Umfragen von Rundfunksendern und Tageszeitungen gehört, aus denen vor allem eines deutlich wurde: Das Publikum liebt die deutsche Sprache und es will sie auch, es stellt sich damit hinter und vor und neben die deutschen Künstler!

Ich möchte der Jury und vor allen Dingen den Initiatoren dieses Preises deswegen besonders gratulieren, weil sie mutig waren, als sie diesen Preis initiiert haben. Sie haben früh begriffen, daß dieses Thema ein großes Thema unserer Identität werden wird. Deutsch für Deutsche – das ist natürlich auch immer eine Debatte, die zu tun hat mit dem spannungsvollen Verhältnis zwischen dem schwierigen Vaterland und der Liebe zur Muttersprache. Und weil er genau in diesem Spannungsfeld liegt, hat der Kulturpreis Deutsche Sprache auch stets damit zu tun. Er muß sich auseinandersetzen mit gängigen Zeitmeinungen, und gerade dieses Interesse für eine mögliche vorsichtige neue Bedeutung der deutschen Sprache ist nicht selten auch ein Angriff auf die „political correctness“.

Gerade an Ihnen, lieber Vicco von Bülow, konnte man es zu deutlich sehen: Das was der Deutsche am Deutschen haßt, was er verbergen will, wofür er sich schämt – das eben ist Loriot. Immer der Kleine, der zu-kurz-Gekommene, der, zu dem auch die Gattin „Papa“ sagt, der Familientyrann, der alltägliche Zwangscharakter. Und sich ihn dir an: Du hältst ihn tatsächlich aus und du verstehst ihn, du verstehst sogar das, was er

nicht sagt! Sich so tief mit der eigenen Sprache auseinanderzusetzen, das heißt auch, sich eine humane Grundhaltung trotz aller Infragestellungen und aller Selbstzweifel wieder zu erobern. Das ist Ihr besonderes Verdienst!

Wenn wir genau hingucken, gibt es da einen richtigen Kampf zu bestehen gegen eine Sprache der Häme, des Sadismus, des Ätzenden, des Böartigen. Diese Auseinandersetzung sollten wir wagen, um wieder Zugang zu finden nicht zu einem falschen Sprachidealismus, sondern zur Genauigkeit, zur Lebensnähe, zu dem Gefühl: Das trifft! Zu dem Versuch, Menschen und ihre Sprache wieder hautnah an sich herankommen zu lassen. Es braucht einen solchen Umgang mit der Sprache. Denn wenn wir hinhören auf das, was an üblicher Sprache produziert wird, sehen wir sehr viel Äußerliches, Künstliches, Aufgebretzeltes.

Die heutigen Preisträger sagen, daß richtiger Umgang mit der Sprache vor allen Dingen eine bestimmte Haltung voraussetzt: eine menschliche Haltung. Wenn man an einem solchen Anlaß wie dem heutigen Vicco von Bülow vor sich hat, dann kann ich nur feststellen, daß Leute, die sich diesen Umgang mit der Sprache und diese Genauigkeit erhalten haben, insbesondere und gerade bei der jungen Generation ankommen. Ich weiß das von meinem Sohn: LORIOTS Fangemeinde gibt es besonders bei jungen Leuten. Mir wurde von einem richtigen Kult berichtet, bei dem jemand ein Zitat anfängt, was der andere dann vollendet. Man erkennt sofort, wer ein LORIOTKENNER ist. Man ist sich dann immer sympathisch.

So zu sprechen bedeutet, die Sprache zu sprechen, die nach der Spaßgesellschaft kommt und nach den Comedy-Orgien. Es ist genau die Sprache, nach der wir alle eine große Sehnsucht haben. Es ist die Sprache, in der vieles und manchmal das Wichtigste zwischen den Texten steht. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns allen einen wunderbaren Nachmittag der Zwischentexte!

Grußwort der Hessischen Landesregierung

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Mit großer Freude habe ich auch in diesem Jahr die Einladung zur Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache angenommen und möchte Ihnen die Grüße der Hessischen Landesregierung und des Hessischen Ministers für Wissenschaft und Kunst, Udo Corts, übermitteln.

Die vierte Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache ist wahrlich ein Grund für ungetrübte Freude. Sie entspringt keineswegs der heute so verbreiteten Gewohnheit, schon das fünfjährige „Überleben“ einer Geschäftsidee als bestaunenswertes Beispiel für Kontinuität und Nachhaltigkeit gleich mit einem glanzvollen Jubiläum zu feiern.

Nein, um das Fortbestehen dieses Preises muss man dank der hochherzigen Stifter nicht bange sein. Ihnen, verehrter Herr Schöck, gilt daher mein besonderer Dank und Gruß. Auch das Engagement der Partner, des Vereins Deutsche Sprache, der Theo Münch-Stiftung und der Brüder-Grimm-Gesellschaft ist verlässlich wie beachtlich und soll hier gerne gewürdigt werden.

Höchst erstaunlich, jedoch keineswegs selbstverständlich und umso mehr Grund zur Freude sind mir die Beiträge zum Diskurs über unser wichtigstes Kulturgut, unsere Sprache, die diese vier Preisverleihungen nun angeregt und hervorgebracht haben.

Wer sich noch einmal die Danksagung Rolf Hochhuths anlässlich der ersten Preisverleihung im Jahre 2001 vergegenwärtigt, wird feststellen, daß man über die deutsche Sprache nicht reden kann, ohne die Geschichte, Philosophie, Politik und Literatur der Deutschen, kurz, fast alles, was uns von unseren Nachbarn in Europa und der Welt unterscheidet und zugleich auch europäisch verbindet, in diese Betrachtung einzubeziehen.

Und weil die Geschichte grundsätzlich – nicht nur die deutsche, aber diese in besonderem Maße im Vergleich zur Entwicklung Europas in den letzten hundert Jahren – auch mit historischer Verantwortung zu tun hat, fällt uns dieser Diskurs immer wieder schwer. Ich bin fest überzeugt, daß die Stiftung dieses Kulturpreises viel dazu beigetragen hat, daß nicht mehr jede Diskussion um Bedeutung, Fortbestand und Entwicklung unserer Muttersprache im vereinten Europa von vornherein unter dem Verdacht steht, bei unseren europäischen Nachbarn und Freunden etwa alte hegemoniale Überzeugungen auf subtile Weise wieder zu verbreiten. Deutschmobil in Frankreich und Francemobil in Deutschland ergänzen sich gegenseitig.

Nein, die Fragen nach Stellenwert, Gebrauch und Vermittlung unserer Muttersprache in der Vielfalt der europäischen Sprachen sind also nicht nur erlaubt, sondern erwarten dringend fundierte Antworten. Immerhin ist die Gruppe der deutschsprachigen Bürger die zahlenmäßig größte in der Union. Der gleichberechtigte Gebrauch der drei Amtssprachen ist allemal besser als schlechtes Englisch.

Aber auch das scheinbare Paradoxon: „Deutsche Sprache für Deutsche“ bedarf zunehmend einer größeren Aufmerksamkeit. Gemeint ist damit das Bemühen um Verbesserung der Sprachlichkeit und damit auch der Sprechfähigkeit in unserem Lande, nicht zuletzt in den Medien und im öffentlichen Raum.

Dieses Thema ist vielfältig: Die aktuelle Diskussion in unserem Land, die ja auch eine bildungspolitische Erörterung ist, dreht sich vordergründig um die Rechtschreibreform und läßt zuweilen übersehen, daß die Orthographie ja gewissermaßen „nur“ ein Bestandteil eines größeren Rahmens, nämlich der gesamten Sprache und ihrer Entwicklung, ist.

Gewiß, auch zu all diesen Fragen sind von diesem Forum des Kulturpreises Deutsche Sprache schon viele wichtige Anregungen ausgegangen. Um wie viel überzeugender wird aber das stärkste Plädoyer, wenn es die behauptete Theorie mit dem lebendigen Exempel belegen kann. Und so komme ich auf die Preisträger des heutigen Tages zu sprechen.

Verehrter Vicco von Bülow, Ihnen ist heute – zum wiederholten Male – zu danken, daß die deutsche Sprache sich nicht nur unter den hehren Einflüssen der Dichter und Philosophen und – gleichsam als Gegenpol – den pragmatischen Verkürzungen des militärischen Imperativs entwickelt hat, sondern sich auch dem Gebrauch zum Zwecke der Erheiterung der Menschheit sich nicht länger widersetze.

Viel hatten wohl die Deutschen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts tatsächlich nicht zu lachen. Sie, verehrter Maestro Lorient, haben ein gutes Stück dazu beigetragen, daß wir es in der besseren zweiten Hälfte wieder gelernt haben, auch wenn uns den Humor andere Nationen immer noch nicht so recht abnehmen wollen und uns eher als Meister der unfreiwilligen Komik betrachten.

Daß die deutsche Sprache sozusagen aus dem heiteren Himmel der Hoppenstedts und Müller-Lüdenscheids um einiges reicher geworden ist, ist ein guter Grund, zum zweiten Mal in Kassel einen Preis zu verleihen.

Nach dem Literaturpreis der Stadt Kassel für grotesken Humor im Jahre 1985 und weiteren 26 Preisen und Ehrungen (sofern meine Recherche vollständig ist) gratuliere

ich nun herzlichst zum Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache, dem höchstdotierten Sprachpreis in Deutschland („Ach was!“, hört man Dr. Klöbner sagen.).

Mein Glückwunsch gilt ebenso dem Netzwerk *Irgendwo in Deutschland*, der Redaktion der Stuttgarter Zeitung und nicht zuletzt der klugen und sensiblen Jury mit ihrem Sprecher, Herrn Prof. Dr. Helmut Glück, die die Preisträger fand.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, angesichts dieser Preisträger gewinnt die aktuelle Debatte um Gesetze zum Schutz der deutschen Sprache oder um Quotenregelungen für deutsche Musik und deutsche Filme in den Medien eine andere Dimension. Ist es denn wirklich utopisch zu glauben, daß wir unser ureigenstes Kulturgut auch ohne den zweifelhaften Schutz durch Sanktionen bewahren können? Es gibt sie doch, die keineswegs erfolglosen Initiativen für unsere Sprache und die aus ihr erwachsende Kultur.

Wäre es nicht besser, wenn das Beispiel der heutigen Preisträger Schule machte und wir vielleicht irgendwann auch auf diesem Gebiet mit einer Selbstverpflichtung zum Beispiel der Medien und sonstigen Sprachbenutzer neue Gesetzesfluten vermeiden könnten? Lassen Sie es uns zumindest auf einen Versuch ankommen. Der Kulturpreis Deutsche Sprache jedenfalls brächte viel Potenzial in einen solchen Versuch ein.

Das böse Wort von Karl Kraus bedenkend: „Die deutsche Sprache ist die tiefste, die deutsche Rede die seichteste“ schließe ich mit einem herzlichen Dank an alle diejenigen, die außer den bereits genannten Institutionen die heutige Preisverleihung ermöglichten und unterstützten, vor allem an die Stadt Kassel, die sich damit ein weiteres Mal als eine wichtige Kulturstadt in Hessen und Deutschland erwiesen hat.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Kassel

Georg Lewandowski

Sehr geehrte Frau Bundestagsvizepräsidentin Dr. Vollmer, sehr geehrter Herr Staatssekretär Prof. Dr. Leonhard, liebe Preisträger, liebe Gäste, meine Damen und Herren,

zur Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache 2004 darf ich Ihnen die besten Grüße der documenta-Stadt Kassel überbringen. Mein ganz besonderes Willkommen gilt den Preisträgern Vicco von Bülow alias Loriot, Herrn Christ von der Redaktion der Stuttgarter Zeitung sowie Herrn Chefredakteur Schleiter von der Zeitschrift *Irgendwo in Deutschland*.

Wobei ich gleich eines anmerken möchte: Sie, lieber Herr von Bülow, sind für uns schon ein alter Bekannter, denn Sie sind ja heute nicht das erste Mal zu einer Preisverleihung in Kassel.

Bereits 1985 – also vor 19 Jahren – wurden Sie bei uns von der Brückner-Kühner-Stiftung mit dem Literaturpreis für Grotresken Humor ausgezeichnet. Wir wußten damals wie heute, was wir an Ihnen haben.

Wobei übrigens mit Robert Gernhardt die Laudatio von einem weiteren Preisträger des grotesken Humors gehalten wird. Schön, daß wir Sie wieder bei uns in Kassel begrüßen dürfen!

Liebe Gäste,

der Kulturpreis Deutsche Sprache hat sich zum Ziel gesetzt, dem Erhalt und der kreativen Entwicklung der deutschen Sprache zu dienen. Denn die deutsche Sprache ist eine reiche, schöne und ausdrucksstarke Sprache, eine Sprache nicht nur der Dichter und Denker, sondern für alle Lebensbereiche, vor allem für den Alltag und für moderne Zeiten!

Immer wieder wurde die deutsche Sprache geringgeschätzt. Kassel war zuzeiten Napoleons einmal Residenzstadt eines französischen Königs – damals war Französisch die Sprache der Elite. Heute scheint es Englisch zu sein, was man können muß. Aber wir sind in einer lebendigen, großen und wertvollen Sprache verwurzelt, die sich nicht zu verstecken braucht.

Der Kulturpreis stellt sich in diesem Sinne in die Tradition der deutschen Aufklärung und der Brüder Grimm, deren Sprachkritik und Sprachforschung das Deutsche allen Bevölkerungsschichten zugänglich machen wollte.

Kassel ist die Stadt der Brüder Grimm, die hier jahrzehntelang lebten und arbeiteten. Hier wurde mit dem Wörterbuch der Deutschen Sprache begonnen und hier wurde der Nachweis erbracht, daß Deutsch im wahrsten Sinne des Wortes eine märchenhafte

Sprache ist. Wir sind stolz darauf, daß der Kulturpreis Deutsche Sprache in unserer Stadt vergeben wird.

Und ich möchte ergänzen: Daß diese Preisverleihung in der Tradition der Grimms in Kassel stattfindet, ist ein zusätzliches Argument auf unserem Weg zur Kulturhauptstadt Europas 2010.



Jacob-Grimm-Preisträger Vicco von Bülow trägt sich nach der Preisverleihung ins Goldene Buch der Stadt Kassel ein. Die Gastgeber: Stadtverordnetenvorsteherin Christine Schmarsow, Oberbürgermeister Georg Lewandowski.

Meine Damen und Herren,

mein Dank gilt denjenigen Institutionen, die hinter dieser Preisverleihung stehen: dem Verein Deutsche Sprache, der Eberhard-Schöck-Stiftung sowie der Theo Münch-Stiftung. Ebenfalls danke ich der Jury für ihr Votum. Sie haben ein hervorragendes Urteil getroffen!

Allen Preisträgern in diesem Sinne einen unvergeßlichen Tag in Kassel und uns allen – auf gut Deutsch gesagt – beste Unterhaltung.

Laudatio auf das Netzwerk für deutschsprachige Musik, Literatur und deutschen Film, Irgendwo in Deutschland

Dr. Bernd Fischer, Vorstandsmitglied der Theo Münch-Stiftung

Sehr geehrte Damen und Herren,

als Vorstand der Theo Münch-Stiftung für die Deutsche Sprache, Düsseldorf, die ich hier und heute gemeinsam mit den Herren Hock und Dr. Meyer vertrete, habe ich die Freude, den Initiativpreis des Kulturpreises Deutsche Sprache zu verleihen.

Die Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache zeichnet in diesem Jahr erstmals eine Initiative aus dem Bereich der Musikszene aus. Den Initiativpreis Deutsche Sprache, dessen Preisgeld wiederum von der Sparkassenversicherung zur Verfügung gestellt wird, verleihen wir an das Netzwerk für deutschsprachige Musik, Literatur und deutschen Film: *Irgendwo in Deutschland*.

Seine Gründer, Deville Schober und Peter Schlechter, haben dieses Projekt vor zwei Jahren ins Leben gerufen, um Künstler zu fördern, die in der Musikszene deutsche Texte verwenden. Diese Initiative tritt nach außen auf mit der Netzseite: Irgendwo-in.de, der Zeitschrift *Irgendwo in Deutschland* sowie mittels der Förderung deutschsprachiger Musikgruppen, die angesichts globaler Marktstrategien der großen Musikkonzerne zur Zeit noch ein Dasein in der Nische führen.

Die Jury ist der Meinung, daß auch neue deutschsprachige Musik ein wertvolles Kulturgut ist, das zu fördern sich lohnt. Insbesondere in der Populärmusik sind es deutschsprachige Musiker, die gegenüber den künstlichen und meist kurzlebigen „Superstar-Ikonen“ auf Niveau achten und dieses wahren. Der Textschreiber wird, wenn er verständliche Sprache verwendet, angehalten, möglichst anspruchsvolle Texte zu verfassen. Es ist zudem schön, wenn der Zuhörer gut geschriebene Texte und die damit musikalisch vorgetragenen Geschichten versteht.

Irgendwo in Deutschland ist eine Initiative, die Künstler zusammenführt und Öffentlichkeit schafft. Herr Schober und Herr Schlechter, Sie und Ihre Mitarbeiter haben Anteil daran, daß populäre deutschsprachige Musik neuerdings eine hoffnungsvolle Wiedergeburt erlebt und bei der jüngeren Generation nicht mehr als altmodisch und verstaubt gilt! Die Diskussion im Deutschen Bundestag, die eben schon angesprochen wurde, zeigt, wie wichtig das Thema genommen wird – zu Recht.

Wir danken Ihnen, Herrn Schober und Schlechter, für Ihre Initiative.

Dankrede des Chefredakteurs der Zeitschrift *Irgendwo in Deutschland*

Peter Schlenter

Verehrte Gäste,

wenn Ihnen der Titel unseres Netzwerks bekannt vorkommt, haben Sie recht. Es ist der Titel einer Langspielplatte von Wolf Mahn, den wir benutzen durften. Ich nutze die Gelegenheit, Wolf Mahn an dieser Stelle noch einmal zu danken. *Irgendwo in Deutschland* ist ein spontanes Netzwerk, deswegen habe ich keine Rede vorbereitet. Gestatten Sie mir ein paar persönliche Worte zu dieser Preisverleihung.

Ich möchte zunächst einer Dame danken dafür, daß sie mir die Freude an der deutschen Sprache, die Freude am Experimentieren mit der deutschen Sprache und Wortgewaltigkeit beigebracht hat. Ich danke Frau Dr. Erika Fuchs, der ersten Chefredakteurin der deutschen Micky Maus.

Meine Damen und Herren, *Irgendwo in Deutschland*, trat vor etwas über zwei Jahren an, um ein Netzwerk für Musiker, die deutsch singen, zu bilden. Aus der Idee wurde schnell ein Selbstläufer. Und wir fragten uns oft, was geschehen war? Die Politik mischte sich ein und diskutierte. Wie wir hören, diskutiert sie noch immer, bildet Ausschüsse und Unterausschüsse. Wir dagegen haben es gemacht. Heute stehen wir mit einem Riesennetzwerk, das sich quer über Deutschland zieht, als größter Förderer von Nachwuchsmusikern, Schriftstellern, Theaterleuten und Filmemachern da.



Dr. Bernd Fischer (l.) von der Theo Münch-Stiftung übergibt den Initiativpreis Deutsche Sprache an Deville Schober und Peter Schlenter (r.).

Unser weiterer Weg ist vorgezeichnet, und dieser Preis zeigt uns, daß es der richtige ist. Wir müssen weitermachen, denn die deutsche Sprache ist ein ungeliebtes Kind. Auch die deutsche Kultur ist teilweise ein ungeliebtes Kind. Es scheint so, als hätten die Menschen vor dieser Sprache, vor der Muttersprache Angst. Ich frage mich: warum? Es ist eine wunderbare Sprache und eine wunderbare Kultur. Ich denke, die Angst ist begrün-

det in der Zeit von 1933 bis 1945, als diese Sprache und diese Kultur pervertiert und aufs übelste verzerrt wurden. Unsere Aufgabe, auch die von *Irgendwo in Deutschland* – sowohl im Netzwerk als auch mit unserem Magazin – ist es, dieses nie wieder geschehen zu lassen.

Lassen Sie mich mit einem Zitat meine kurze Rede beschließen: Er stammt von der Sängerin der Berliner Gruppe MIA. Die heißt Mieze. In einem ihrer Lieder heißt es: „Deutschland ist mein Zimmer. Europa ist meine Wohnung. Die Welt ist mein Zuhause.“ Danke schön.

Laudatio auf die Redaktion der Stuttgarter Zeitung

Prof. Dr. Walter Krämer, Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache

Es gibt in Deutschland 136 selbständige Tageszeitungen. Unter allen diesen hat die Kulturpreis-Jury die Stuttgarter Zeitung, hier vertreten durch ihren Chefredakteur Peter Christ, als Träger des diesjährigen Institutionenpreises Deutsche Sprache ausgewählt.

Was hat die Stuttgarter Zeitung, was andere Zeitungen nicht haben?

„Sie ist durch ihre Seriosität bekannt“, lese ich in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia. „Keine westdeutsche Regionalzeitung wird derart häufig von Rundfunkanstalten zitiert“. Also seriös. Damit fällt schon mal eine ganze Reihe der 135 Konkurrenten weg.

Sie hat eine lange Tradition. Schon wieder ein paar Konkurrenten weniger. Die Stuttgarter Zeitung ist Nachfolgerin des im Jahr 1843 gegründeten liberal-demokratischen Stuttgarter Neuen Tagblatts; das wurde im März 1943 von den Nazis verboten und im September 1945 als Kind des großen schwäbischen Mundartdichters Josef Eberle unter dem heutigen Namen wiedergeboren.



Prof. Dr. Walter Krämer, Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache

Sie bemüht sich um ein gutes und gepflegtes Deutsch. Hier wird die Luft schon dünner. Schon in den frühen 50er Jahren kämpfte Erich Schairer, einer der damaligen Herausgeber der Zeitung, in seiner Kolumne „Fünf Minuten Deutsch“ gegen Sprachschlampereien aller Art.

Sie hat insbesondere etwas gegen das moderne deutsch-englische Sprachgemische namens *Denglisch*. Wir nähern uns dem Grund der Preisverleihung. Und der ist: Die Stuttgarter Zeitung hat am zweiten Tag der deutschen Sprache, den unser Verein Deutsche Sprache seit vier Jahren regelmäßig feiert, am 14. September 2002, als erste deutsche Tageszeitung eine ganze Nummer ohne einen einzigen überflüssigen Anglizismus herausgebracht. An diesem Tag gab es in der ganzen Stuttgarter Zeitung weder *meetings* noch *briefings*, es wurde keine *deadline* überzogen, kein *handout* verteilt, kein *appointment* verpaßt, kein *brain-drain* beklagt, kein

statement abgegeben, kein *event* gefeiert, kein *highlight* kommentiert. Und keine Rede von *blackouts*, *workshops*, *blue chips* oder *gender mainstreaming* und wie die ganzen Imponiervokabeln alle heißen, mit denen sich viele Zeitgenossen heute wichtig machen.

Das war nicht immer einfach. Ich habe mit dem Kulturchef Tim Schleider telefoniert, beim *Clown* hätte man sich schwer getan, und beim *Musical* sei man nach langem Hin und Her beim *Musical* geblieben. Singspiel? Ich finde, man kann auch übertreiben.

Wie ich mich zu meiner großen Freude überzeugen konnte, war diese denglischfreie Ausgabe keine Eintagsfliege. Es folgte z.B. ein regelmäßiges „Denglischlexikon“, wo ich etwa unter dem Stichwort *canceln* lese: „Es ist einfach unangenehm, einen Arbeitsvertrag aufzulösen, ein Konzert abzusagen, das Ergebnis eines Hundertmeterlaufes zu annullieren, den Laborversuch abzubrechen, das Versandpaket abzubestellen. Da *canceln* wir doch lieber – und alles ist weg.“

Alles ist weg: Damit haben Sie, Herr Christ, den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn Denglisch macht die deutsche Sprache ärmer, wir *canceln* uns damit quasi selbst aus dem Kreis der ernstzunehmenden Kulturnationen.

Danach kam zum dritten Tag der Deutschen Sprache die Leseraktion „Risiko Deutsch“ mit großem Zuspruch des Publikums, und seit dem Oktober 2003 gibt es auch wieder die legendäre Nachkriegskolumne „Fünf Minuten Deutsch“, heute betreut von dem ehemaligen SZ-Feuilletonredakteur Ruprecht Skasa-Weiß. Unter allen Beiträgen provozieren diese wöchentlichen Sprachkolumnen, wie ich mir habe sagen lassen, die mit Abstand meisten und in aller Regel positiven Leserbriefe. Die heutige Samstagsausgabe widmet sich etwa den Schönheiten des Konjunktivs, allein deshalb lohnen sich die 1,30 Euro für den Kauf.

Gutes Deutsch zu schreiben und für gutes Deutsch zu streiten, zieht also die Leser an und ist gut für das Geschäft. Vor drei Jahren haben wir an dieser Stelle die Zeitschrift *Computer-Bild* geehrt, die es versteht, in ihren rekordgekrönten, über eine Million verkauften Exemplaren selbst in EDV-Affären deutsch zu reden, und gerade deshalb so erfolgreich ist. Heute zeichnen wir mit großer Freude eine Zeitung aus, die es fertig bringt, sogar völlig ohne unnötige Anglizismen auszukommen, und auch das nicht nur aus Menschenliebe, sondern ebenfalls mit geschäftlichem Erfolg. In einer Zeit, wo fast alle deutschen Tageszeitungen über Auflagenrückgang klagen, haben Sie, Herr Christ, die Ihre zumindest halten können, Ihnen laufen anders als anderen die Leser nicht davon, und damit bestätigen Sie, was ich seit Jahren immer wieder sage: „Verlierer sprechen Denglisch, Gewinner sprechen so, daß alle sie verstehen.“

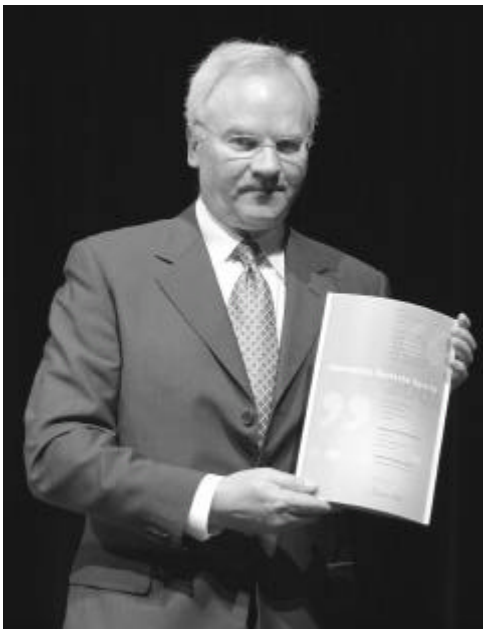
In diesem Sinn, Herr Christ, Herr Schleider, herzlichen Glückwunsch an Sie und ihre Kollegen, machen Sie weiter so, sprechen Sie weiter so, daß alle Sie verstehen, und dabei viel Erfolg!

Dankrede des Chefredakteurs der Stuttgarter Zeitung

Peter Christ

Sehr geehrter Herr Professor Krämer, sehr geehrte Damen und Herren,

ich hätte Professor Krämer noch stundenlang zuhören können. Journalisten werden selten gelobt. Wenn es geschieht, können sie gar nicht genug davon bekommen. Wenn ich mich jetzt bei Professor Krämer herzlich für seine Laudatio bedanke, was hiermit, Herr Professor, in aller Form geschieht, dann müssen Sie nicht fürchten, daß jetzt eine ganze Litanei von Danksagungen folgt. Dies ist nicht die Oskar-Verleihung, sondern eine Veranstaltung mit Niveau, das soll sie bleiben.



Peter Christ, Chefredakteur der Stuttgarter Zeitung

Zeitungen lese, beschleicht mich manchmal das Gefühl, daß die Leser mit den „Schreibfingern“ gewürgt werden, gewiß ohne Vorsatz, aber mit Ausdauer.

Die Gründe für diese sprachlichen Missetaten will ich nicht erörtern, ich bin im Moment ein eiliger Redner. Ich will jetzt auch keine langen Ausführungen über den Wert der Sprache machen, Schopenhauer, Nietzsche, Karl Kraus und andere zitieren, die viel

Trotzdem will ich nicht verschweigen, daß sich die Redaktion der Stuttgarter Zeitung über diesen Preis sehr freut, er wird einen Ehrenplatz in der Redaktion bekommen.

Warum freuen wir uns darüber so sehr? Weil wir mit einem Sprachpreis ausgezeichnet worden sind.

Journalisten sind keine Schriftsteller, bestenfalls sind sie Literaten in Eile. Eigentlich sind Journalisten Dienstleister. Sie sollen ihren Lesern Informationen, Meinungen, Analysen, Beobachtungen interessant und leicht verständlich darbieten. Die Sprache ist dabei ihr wichtigstes Handwerkszeug.

Jean Paul hat seinen Journalistenkollegen geraten: „Wir müssen den Leser auf den Händen tragen mit unseren Schreibfingern.“ Wenn ich

Kluges zur Sprache gesagt und geschrieben haben. Ich möchte Ihnen lieber erzählen, wie es dazu kam, daß Sie alle heute gezwungen sind, mir zuzuhören.

Es ist dazu gekommen, weil uns im August 2002 der Vorsitzende des Stuttgarter Vereins Deutsche Sprache angerufen und gefragt hat, ob wir zum Tag der deutschen Sprache etwas Besonderes geplant hätten. Hatten wir nicht. Aber dann haben wir begonnen. Die Idee, eine Zeitung ohne jede englische Vokabel zu produzieren, war naheliegend. Ich leide selber unter der *Denglisch*-Flut, die uns allerorten entgeschwappt und ich weiß, daß Zeitungsleser mitleiden.

Die Redaktion war zunächst das, was sie sein muß: skeptisch. Geht das? Ist das nicht deutschümelnd? Ist das nicht altfränkisch? Gebärden wir uns nicht als Oberlehrer? Das waren die abwehrenden Fragen.

Wir hatten großen Zeitdruck und der war heilsam, er verkürzte die Debatte und beflügelte Tatkraft und Fantasie. Schon gut zwei Wochen nach dem Anruf des Vereins Deutsche Sprache haben wir es gewagt und eine „denglischfreie“ Ausgabe, eine besonders dicke, 102 Seiten starke Samstagsausgabe produziert. Ohne Deutschümelei, ohne oberlehrhafte Attitüde, stattdessen mit aller Lockerheit und Heiterkeit zu der das schwäbische Gemüt fähig ist. Doch es war harte Arbeit.

Einige Beispiele: Wie übersetzt man *Volleyball*. *Volley* heißt Geschoss oder Hagel oder Schwall? Was ist eigentlich mit *Sport*? *Sport* kommt auf den ersten Blick aus dem Englischen und heißt a) Sport b) Zeitvertreib c) Spaß und d) Scherz. Was lernt der Sportredakteur daraus? Müssen wir es also halten wie die *taz* und künftig *Leibesübungen* schreiben? Wir sind bei *Sport* geblieben, weil es eigentlich aus dem Lateinischen stammt (disportare = der Zerstreung frönen), Latein ist erlaubt und kein Purist hat uns eines Besseren belehrt. Nur die Trainer waren gekränkt, weil wir sie, nur in dieser einen Ausgabe, durchgängig als Übungsleiter bezeichnet hatten. Das war ihnen zu wenig.

Meine Damen und Herren, ich könnte Ihnen noch viele Beispiele und Anekdoten erzählen, die zeigen, welche Entdeckungen man macht, auf welche Zweifelsfälle und Hindernisse man stößt, wenn eine Redaktion ihre Zeitung vom *Denglischen* befreit. Aber es geht. Wir haben die Leserinnen und Leser an dieser Mühe teilnehmen lassen.

Sie haben es uns gedankt. Wir haben etwa 300 Briefe, Anrufe, Faxe (sollte ich Fernkopien sagen) und elektronische Briefe (bekannter als E-Mail) bekommen. Mehr als beim Kosovo-Krieg, mehr als beim Irak-Krieg, mehr als bisher zum Machtkampf in der baden-württembergischen CDU. Nur ein Brief hat unsere Aktion als altmodisch kritisiert.

Das zeigt, auf welche Ablehnung *Denglisch* bei den Lesern einer anspruchsvollen Regional-Zeitung stößt, das sollte Mut machen. Uns jedenfalls hat es ermuntert, Englisch auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Auch außerhalb der eigenen Leserschaft war die Resonanz sehr lebhaft.

Acht Rundfunksender haben bei mir angerufen, wegen eines Interviews, ein gutes Dutzend Chefredakteure von anderen Zeitungen. Besonders gern telefoniert habe ich mit dem Bayerischen Rundfunk, er hat sich in einer Live-Sendung mit dem Thema beschäftigt. Die Sendung heißt *Call in*, womit wir dann gleich mitten im Thema waren.

Meine Damen und Herren von der Jury, sie haben auch von unserem Bemühen gehört. Ich bewundere die Weisheit Ihrer Entscheidung und bedanke mich auch bei Ihnen für diesen ehrenvollen Preis.

Laudatio auf den Jacob-Grimm-Preisträger Vicco von Bülow

Dr. h.c. Robert Gernhardt

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber und verehrter Preisträger,

da ich als bekannt voraussetzen darf, was uns heute zusammengeführt hat, kann ich mich – zumindest eingangs – auf Grundsätzliches beschränken: Sprache – ohne sie wäre dieser Abend eine reichlich schweigsame Angelegenheit. Freuen wir uns also darüber, daß wir Deutschen sie haben, die deutsche Sprache, aber freuen wir uns nicht zu früh. Denn nicht die deutsche Sprache an sich hat uns zusammengeführt, sondern die Tatsache, daß einer von uns Deutschen heute Abend den „Kulturpreis“ beziehungsweise „Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache“ erhält, der Herr – und hier stock' ich schon. Wie spricht man diesen Herrn eigentlich an?

Ich stehe mit dieser Frage – zumal hier in Kassel – nicht allein. Vor fast auf den Tag 17 Jahren leitete der Philosoph Odo Marquard seine Laudatio anlässlich der Verleihung des „Kasseler Literaturpreises für grotesken Humor“ mit den Worten ein: „Sehr verehrter zu Lobender, lieber Herr – ich stocke: Jeder kennt Sie als Loriot, jeder weiß, daß Sie von Bülow heißen; mit welchem dieser beiden Namen soll ich Sie anreden?“

Durch eine Legierung habe er sich aus der Anredeverlegenheit geholfen, fährt Marquard fort, durch die Wendung „Sehr verehrter und lieber Herr von Loriot“, doch so einfach können wir es uns am heutigen, nicht dem grotesken Humor, sondern der deutschen Sprache verpflichteten Tage leider nicht machen.

Mag ja sein, daß jeder Deutsche von beiden Namen des Preisträgers weiß, doch wer kennt den Grund, welcher ihn dazu veranlaßt hat, sich nicht als „Bernhard Victor Christoph Carl von Bülow“, sondern als „Loriot“ einen Namen zu machen? Da hilft zunächst eine Selbstaussage des Doppelnamigen weiter: „1949 fanden meine beengten Wohnverhältnisse in einer Zeichnung“ – es war, das sei eingeflochten, eine komische Zeichnung – „ihren graphischen Ausdruck. Da das Blatt etwas abseits meiner künstlerischen Ziele lag, signierte ich es mit LORIOT. Es war das erste Mal.“ Es sollte nicht das letzte Mal bleiben, doch vorerst merken wir uns lediglich die Tatsache, daß der damals 26-jährige Kunststudent seinen – sagen wir es so: gutdeutschen Namen – für die ernste Kunst aufbewahren wollte. Ein verständlicher Wunsch – doch warum wählte er für die komische Kunst dieses so französisch klingende Pseudonym?

Nun – auch das hat sich hier und da rumgesprochen: Der Pirol, das Wappentier der von Bülows, laut dem „Leitfaden der Tierkunde“ von Prof. Dr. O. Schmell „einer unserer schönsten Vögel“, wird im Volksmund auch „Vogel Bülow“ genannt, nach seinem Paarungsruf, der in der Fachliteratur übereinstimmend mit „Düdlío“ beschrieben wird, ein i-o, das sowohl in „oriolus oriolus“, seiner lateinischen Fachbezeichnung, nachhallt, wie auch in seinem französischen Namen „loriot“.

Von Bülow, Pirol, Lorient – ein scheinbar logischer i-o-Dreischritt. Insistieren wir dennoch: Mußte die Suche nach einem komischen Künstlernamen den jungen von Bülow zwangsläufig aus dem deutschen Sprachraum hinaus und über den Rhein führen? Darauf läßt sich mit einer deutschen Wendung antworten, die ebenso kurz wie i-o-geprägt ist: I woh! Hätte sich der angehende Karikaturist auch nur ein klein wenig in deutschen Wörter- oder Vogelbüchern umgetan, er wäre mehr als fündig geworden. Ein Blick in jenes Werk, das Jakob Grimm, der Namenspatron des heute verliehenen Preises, zum Mitverfasser hat, das „Deutsche Wörterbuch“ also, und der junge von Bülow hätte die Wahl gehabt zwischen „Golddrossel“ oder „Kirschdrossel“, „Bierolf“ oder „Bierolt“, zwischen „Bierhold“, „Bierheld“ und „Bierholer“ – alles schön lustige, gutdeutsche Künstlernamen, denen der Zoologe Hans Wilhelm Smolik in seinem „rororo-Tierlexikon“ noch weitere, nicht minder zündende hinzufügt: „Kirschvogel“ und „Regenkatze“ sowie – und wäre das nicht der ultimative Karikaturistenname gewesen? – : „Bieresel“.

Doch genug der sprach- und vogelkundlichen Einleitung. 1949 hat Victor von Bülow die Weichen in Richtung Lorient gestellt, und wir Zeitgenossen können im Nachhinein froh darüber sein, daß der junge Künstler damals aufs Französische und nicht aufs Italienische oder gar Spanische abgefahren ist – dann nämlich müßten wir heute einen etwas gigolohaft klingenden Herrn Rigogolo oder den oh so hochernst tönenden Herrn Oropendola feiern, so nämlich heißt der Pirol in den angeführten Sprachen. Da sind Lorient und wir mit „Lorient“ denn doch besser gefahren. Das war ein Name, den sich die Deutschen merken konnten, und sie haben sich ihn gemerkt, und wie.

Aber haben sie auch bemerkt, was eigentlich dieser so heiter klingende und so aufgeräumt wirkende Lorient ihnen seit dem Jahre 1949 bis heute, also in über fünf Jahrzehnten des Zeichnens, Schreibens, Darstellens und Regieführens, mitgeteilt hat? Womit wir einen wunden Punkt berühren, der zu allem Überfluß auch noch eine heikle Frage nach sich zieht. Lorient's so disparat erscheinende Mitteilungsformen nämlich transportieren seit Anbeginn unterschiedslos ein und dieselbe Botschaft, ein Verdikt, welches sich in einem einzigen Satz zusammenfassen läßt, in dem beklagenswerten Urteil: „Die ihr den Mund aufmacht, lasset alle Hoffnung fahren“ – darauf nämlich, daß ihr euch verständ-



Laudator Robert Gernhardt

lich machen könnt. Und die heikle Frage muß natürlich lauten: Wie verträgt sich eine Auszeichnung, die sich „Kulturpreis Deutsche Sprache“ nennt, mit der Person eines Ausgezeichneten, der sein Leben dem Nachweis geweiht hat, daß von einer deutschen Sprachkultur nicht die Rede sein kann, jedenfalls nicht unter deutsch sprechenden Gesprächspartnern? Die nämlich nutzen in Loriots Werk das Wort zu allen möglichen Zwecken, nur nicht zu dem der Kommunikation, und damit das nicht schiere Behauptung bleibt, will ich zunächst Lorient selber zu Wort kommen lassen, um Sie sodann durch alle sieben Kreise seiner Sprachhöhle zu führen.

In einem „Spiegel“-Gespräch aus dem Jahre 1988 fragt Hellmuth Karasek den frisch gebackenen Altfilmer nach der Hauptfigur seines ersten abendfüllenden Streifens „Ödipussi“: „Was hat denn dieses Häufchen wohlzogenes Elend mit Ihnen zu tun?“ Darauf antwortet Lorient, man könne Ödipussi als kommunikationsgestörten Menschen sehen, und fährt fort: „Kommunikationsgestörte interessieren mich am allermeisten. Alles, was ich als komisch empfinde, entsteht aus der zerbröselten Kommunikation, aus dem Aneinander-vorbei-reden“ – und wie ernst es ihm mit diesem komischen Thema ist, kann man in einem Gespräch aus dem Jahre 2002 nachlesen, das die Süddeutsche Zeitung als „Das letzte Interview mit Vicco von Bülow“ überschrieben hat. Auf die Frage, welche seiner Szenen wohl die populärste sei, antwortet Lorient: „Vielleicht das Frühstücksei, es berührt ein Thema, das mir immer sehr am Herzen lag, die Kommunikationsstörung.“

Zerbröselte Kommunikation – Lorient betrauert sie nicht, er belacht sie. Kommunikationsstörung – Lorient weist sie nicht weit von sich, sie liegt ihm am Herzen. Denn ausgerechnet auf Zerbröseltem und Gestörtem hat er sein so dauerhaft wirkendes Werk errichtet.

Das hört sich im ersten Kreis seiner Sprachhöhle noch einigermaßen harmlos an, wäre da nicht auch immer etwas zu sehen. Lorient hat als Karikaturist begonnen, 1953 erschien sein erstes, bis heute erfolgreiches Buch „Auf den Hund gekommen“. Eine der Zeichnungen dieses Bändchens trägt die Unterzeile „Einer der klügsten Menschen, die ich je gesehen habe!“, und das wäre nicht weiter erwähnenswert, spräche da beispielsweise ein Student über den dozierenden Albert Einstein. Es ist aber ein Hund unter Hunderten von Hunden, der diesen Satz an einen anderen Hund richtet, indes ein Mensch in einer Zirkusmanege im Handstand seinen Hut auf dem Fuß und ein Scherzobjekt im Mund balanciert. Schenden Auges begreifen wir: Die Wörter bedeuten nicht, was sie besagen.

Der Hund gilt als der beste Freund des Menschen – eigentlich eine gute Voraussetzung für eine problemlose Verständigung zwischen Mensch und Tier, und Lorient läßt uns beim Eintritt in den zweiten Kreis seiner Sprachhöhle glauben, daß dem so sei: In der Trickfilmszene „Der sprechende Hund“ begrüßt ein Reporter zwei Gäste, „Herrn Dr. Sommer, den Gründer und Leiter der Tierpädagogischen Hochschule in Cuxhaven und seinen besten Freund und Schüler...“, worauf der Hund „ein unanständiges Geräusch

mit der Zunge macht.“ Seit Jahren habe Dr. Sommer dem Hund Sprachunterricht in deutscher Sprache erteilt, fährt der Reporter fort, worauf es nach einigen Exkursen zum Schwur kommt und Dr. Sommer dem Hund eine Aufgabe stellt: „Bello, sag mal: Otto Kohl fühlt sich wohl bei der Oberpostdirektion“, was Bello so formuliert: „Hoho ho ho ho ho ho Hohohohoho.“

Daß der Hund gar nicht sprechen könne, folgert der Reporter; daß das eine unverschämte Behauptung sei, kontert Dr. Sommer, worauf der Hund mit einem langgezogenen Klagelaut reagiert, der nach Dr. Sommer bedeutet „Fischers Fritz fischt frische Fische“ – : Nicht genug damit, daß kein Mensch außer Dr. Sommer in der Lage ist, Bellos Lautäußerungen zu verstehen, es stellt sich überdies die Frage, warum mensch ein Tier überhaupt verstehen solle, wenn es nicht mehr zu bieten hat als abgeschmackte Zungenbrecher. Wir lernen: Die Verständigung zwischen Mensch und Hund ist auf ebendenselben gekommen, wenn sie nicht schon immer da gewesen ist.

Beklagenswert, doch die wirklich tierischen Kommunikationsstörungen finden zwischen Mensch und Mensch statt; folgen Sie mir bitte in den dritten Kreis, erleben Sie den Versuch des Einzelnen, sich den vielen mitzuteilen. Damit ist die Situation der Rede umrissen, und Lorient hat in seinem Werk sowie als Darsteller seiner Werke Redner aller Couleur scheitern lassen – am eindrucksvollsten wohl den parteilosen Bundestagsabgeordneten Werner Bornheim, der folgendermaßen anhebt: „Meine Damen und Herren, Politik bedeutet, und davon sollte man ausgehen, das ist doch – ohne drum herum zu reden – in Anbetracht der Situation, in der wir uns befinden.“ Dieser erste Satz sollte genügen, da der Politiker auch in vielen Folgesätzen nichts Konkreteres zu sagen hat. Weil er es nicht vermag? Weil er es nicht will? Ich tippe auf eine professionell bedingte Deformation des Ausdrucksvermögens. Wie alle Amtsträger hat Bornheim eine Lektion verinnerlicht, die, daß der am besten fährt, der nichts sagt, und das möglichst ausführlich. Das hat naturgemäß zur Folge, daß die Vielen dem redenden Einzelnen nicht zu folgen vermögen, doch gilt das – wir betreten den vierten Kreis der Hölle – leider auch umgekehrt.

In der Szene „Schmeckt’s?“ scheint die Kommunikation zwischen dem Einzelnen und den vielen anfangs noch unproblematisch. Ein Ober serviert dem Gast das Bestellte, „Kalbshaxe Florida“, er wünscht „Wohl zu speisen“ und eilt davon. Der Gast will mit dem Essen beginnen – es wird bei dem Vorsatz bleiben. Weitere Gäste und der immer wieder auftauchende Ober fragen den Hungrigen derart insistierend, ob es schmecke, ob es so recht sei, ob es etwa nicht schmecke, ob etwas fehle, ob es munde, daß der Gast zunächst ein unpassend lautes „Ja!“ herausbrüllt, um sodann einen kommunikationskritischen Satz zu formulieren, der im deutschen Sprachraum einzig dastehen dürfte: „Sie haben mir ins Essen gequatscht!“ Und dabei haben sie – die Anderen – es doch so gut es mit dem Einzelnen gemeint. Zu gut, wie Lorient uns lehrt: Schiere Kommunikationsquantität schlägt in Belästigungsqualität um.

Je tiefer wir hinabsteigen, desto mehr weiten sich die Kreise, desto schauriger geht es in ihnen zu. Im fünften Kreis versuchen sich Einzelne Einzelnen verständlich zu machen – selbstverständlich vergeblich. Vermeiden wir jeden Blick in die Kreissegmente Ehebeziehungsweise Beziehungshölle – dazu wird zu einem späteren Zeitpunkt noch etwas zu sagen sein – beschränken wir uns auf ein weniger heikles Beispiel, auf einen Dialog zwischen Laien und Fachmann, respektive Kunden und Verkäufer. Kann bei solch einem von klaren Bedürfnissen gelenkten Gespräch überhaupt etwas schiefgehen? Da geht alles schief, zum schlechten Schluß sogar der Kunde.

Alles Elend beginnt damit, daß ein Paar ein Herrenausstattungsgeschäft betritt und die Gattin annonciert: „Wir suchen einen Anzug für meinen Mann, Größe 52, etwas voll in den Hüften.“ Deutliche Worte, doch von da an geht's bergab. Der Gatte kommt mit einer zu kurzen Hose aus der Kabine, was der Verkäufer mit den Worten kommentiert: „Die modische Hose trägt man jetzt kürzer, und im Gebrauch fällt sie ja noch.“ Eine weitere, diesmal zu lange Hose wird anprobiert, von „englischer Webkante“, „schottischem Kammgarn-Mohair“ und dem „Doppelfaden in der Knopflochverarbeitung“ ist die Rede, während die Tatsache, daß die Hose „unten so aufsteht“, die Behauptung nach sich zieht: „Man trägt das Beinkleid jetzt gern etwas reichlicher, es hebt sich auch noch das Eintragen der Sitzfalte im Knie“.

Zu diesem Zeitpunkt hockt der Kunde bereits, und da das Beinkleid keinen aufrechten Gang erlaubt, verläßt er das Geschäft in der Hocke, begleitet vom Versprechen des Verkäufers, nach einer Stunde Fußweg habe sich die Hose bereits eingetragen, dann werde sie wie angegossen sitzen. Wird sie nicht, schwant dem Betrachter der Szene – möglicherweise nicht ohne Schadenfreude – da erinnert er sich beschämt eigener vergleichbarer Erfahrungen mit Fachleuten und ihren schwindelerregenden Fachsprachen: Wollte er nicht unlängst ein ganz einfaches Handy kaufen, und hatte er nicht ein Gerät nach Hause getragen, dem ein 110 Seiten starkes Büchlein alias Booklet beigegeben war, das ihm so rätselhafte Optionen vorgaukelte, wie „drahtlose Bluetooth-Verbindungen“, vorausgesetzt, er besaß einen „Bluetoothfähigen Headset, einen Zweiwegelautsprecher, eine Auto-Freisprecheinrichtung oder ein Handheld-Gerät“ ?

Nun gut, mag man einwenden, Fachleute, die dem Laien etwas verkaufen wollen, erliegen manchmal der Versuchung, ihn für dumm zu verkaufen. Was aber, wenn Fachmann auf Fachmann trifft, mit der erklärten Absicht, den Laien, hier: den kleinen Sparer, aufzuklären? Sollte nicht wenigstens dieser Verständigungsversuch klappen? Im sechsten Kreis der Hölle erkennen wir: Er geht genauso in die Hose wie der vorangegangene. Blenden wir uns ins bereits fortgeschrittene Gespräch ein, hören wir zunächst Herrn Lauenfeld, den Aufsichtsratsvorsitzenden der Bank für Christliche Sozialwirtschaft, der sich an Herrn Oldenberg vom Bundesfinanzministerium wendet: „Herr Oldenberg, Sie werden doch nicht sagen wollen, daß mündelsichere Diskontreserverversicherungen ohne jede...“ Worauf ihn Herr Oldenberg mit den Worten unterbricht: „Ich meine, unvermündelte Diskontsekrete oder vielmehr diskontierte Mündelgewinne

bleiben ohnehin bis zur Mehrwerthalbierung unvermündelt.“ Eine Feststellung, welche Moderator Schmoller nicht unhinterfragt lassen kann: „Wer mündelt aber die unvermündelten ... die mündelunsicheren Mündelgewinne? Das interessiert doch den Kleinsparer ... Wer verunmündelt denn den kleinen ... den ... unsicheren ... klein ... Mündel?“

Aufklärung – so hat Kant es formuliert – ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstvermündelten Unmündelikeit, nein, aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Was allerdings einen Menschen voraussetzt, der das Wort zu führen weiß, anstatt von ihm in die Irre geführt zu werden. Das nämlich erleben wir im siebten und finsternen Kreis der Lorientischen Sprachhöhle: Daß der Einzelne nicht einmal sich selber zu verstehen in der Lage ist. 1903 hat Hugo von Hofmannsthal diese Erfahrung einen englischen Lord aus dem 17. Jahrhundert zu Papier bringen lassen. Im berühmten Chandos-Brief heißt es: „Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden kommen, über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen... Die abstrakten Worte, deren sich die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendein Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.“

Ein beklemmender Sachverhalt, trüge ihn der Lord nur nicht dermaßen wortgewandt vor. Wer ein Bild wie die im Munde zerfallenden modrigen Pilze zu finden weiß, der ist der Sprache noch mächtig. Wie es hingegen aussieht, wenn sich die Sprache des Menschen bemächtigt, hat Lorient in der Szene „Parkgebühren“ Schritt für Schritt mit furchtbarer Konsequenz vor Augen geführt. Nach kompliziertester Vorgeschichte sieht sich eine Politesse gezwungen, zwei zunehmend starrer blickenden Polizisten einen sich zusehends verselbständigenden Sachverhalt zu vermitteln: „Es war so: Ich habe eine Münze in den für den Münzeinwurf bestimmten Münzeinwurf eingeworfen, weil der Verdacht bestand, daß der unbekannte Verkehrsteilnehmer die Parkmünze nicht ordnungsgemäß in den Münzeinwurf der Parkuhr eingeworfen hat. Der unbekannte Verkehrsteilnehmer hatte unrichtig auf die Beschädigung dieser Parkuhr hingewiesen, in die er ordnungsgemäß keine Parkmünze eingeworfen hatte, da er in den für den Münzeinwurf der anderen Parkuhr ordnungsgemäß eine Münze eingeworfen hatte. Die bei versäumter rechtzeitiger Nachzahlung im Sichtfenster sichtbare rote Kontrollscheibe dieser Parkuhr war daher sichtbar...“.

Überspringen wir zwei weitere Versuche der Unglücklichen, sich qua Amtssprache verständlich zu machen, erleben wir sie zum schlimmen Ende hysterisch kichernd: „Nach Einwurf der Münze in den für den Münzeinwurf bestimmten Münzeinwurf und Zurückrasten der im Sichtfenster sichtbaren roten Kontrollscheibe war der Fahrzeughalter der ordnungswidrigen Unterlassung des rechtzeitigen Münzeinwurfs in den für den Münzeinwurf bestimmten Münzeinwurf...“. „Die Polizisten“ – so lautet die letzte Szenenanweisung – „nehmen die Politesse behutsam, aber fest zwischen sich und gehen mit ihr davon.“

Sie hat es also hinter sich, wir aber müssen noch kurz, doch beherzt ins Inferno, in den allerletzten Höllenschlund blicken. Blenden wir uns in jenen Dialog ein, in welchem

Loriot seinen Generalverdacht gegenüber der deutschen Sprache am schonungslosesten formuliert hat, in die Szene „Deutsch für Ausländer“. Unter dem Vorwand, da solle der Unterschied zwischen unbestimmtem Artikel und Possessivpronomen behandelt und zugleich das Konjugieren im Präsens eingeübt werden, läßt Loriot einen Herrn und eine Dame, beide unbekleidet, in einem Ehebett den folgenden Dialog führen: „ER: Wie heißen Sie? SIE: Ich heiße Heide Lore. ER: Heide Lore ist ein Vorname. SIE: Ja, Schmolter ist mein Nachname. Mein Mann heißt Viktor. ER: Ich heiße Herbert.“ Nachdem das geklärt ist, könnten die beiden ja zur Sache kommen, mag der blauäugige Zuschauer nun denken, der durch Loriot Gewitzte jedoch macht sich auf Schlimmeres gefaßt.

Nicht zu Unrecht, da es folgendermaßen weitergeht weiter im Text: „...und nun bilden wir den Konjunktiv durch Umlaut aus dem Imperfekt des Indikativs und üben das bisher Gelernte. SIE: Wenn Viktor eine Monatskarte hätte, käme er um 18.45 Uhr. ER: Würde ich vier Cousinen haben, wögen sie 312 Kilo.“ Worauf das Schlimmste ein- und der Ehemann das Schlafzimmer betritt, jedoch auch nichts anderes zu sagen weiß, als: „Ich heiße Viktor, ich wiege 82 Kilo.“

„Der Kulturpreis Deutsche Sprache“, lese ich in der Aufklärungsbroschüre „Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache“, „wird Persönlichkeiten verliehen, die – unter anderem – außerhalb des deutschen Sprachgebietes das Ansehen der deutschen Sprache als Kultursprache vermehrt und ihre Bedeutung und Verbreitung als Fremdsprache gefördert haben.“ Hohe Ziele – doch hat Loriot's Beitrag „Deutsch für Ausländer“ sie auch nur ansatzweise erreicht? Sie überhaupt angepeilt? Man wird ja wohl noch fragen dürfen...

Außer Frage aber steht, was der reife Loriot der deutschen Sprache zutraut: Alles, und was er von ihr erwartet: Nichts. Nichts jedenfalls, was man von einem international konkurrenzfähigen Kommunikationsmittel erwarten darf: Daß es problembezogen anwendbar und lösungsorientiert einsatzfähig sei. Oder sind es wir Deutschen, welche die Fähigkeit verloren haben, unserer Sprache all das abzuverlangen?

Lassen wir diese heikle Frage im deutschen Sprachraum stehen, halten wir uns an harte Tatsachen. Zu denen zählt, daß der Preisträger lange vor seiner Aufspaltung in Vicco von Bülow und Loriot ein Knabe war, Viktor von Bülow mit Namen, der am 19. September 1931, im Alter von sieben Jahren also, die folgende naturwissenschaftliche Studie in sein Schulheft schrieb: „Von den Zugvögeln. Wen die Zugvögel weckfliegen machen sie sich erst zu großen Scharen. Manche Zugvögel fliegen nur weck wenn es sehr kalt ist. Dort in den warmen Ländern bauen sie es nicht so gut wie in Deutschland. Sie brüten auch nicht weil sie die Affen töten. Aber in Deutschland brüten.“

So schreibt nur einer, der seinem Wissen ebenso vertraut wie seiner Fähigkeit, es mitzuteilen. Wie konnte es geschehen, daß dem Heranwachsenden und – sagen wir es so: deutlich Grammatikfesteren – dieses Sprachvertrauen verloren ging, gar in sein Gegenteil verkehrt wurde? Mit Hilfe des Pirolo – auch er ein Zugvogel, der ums Pfingstfest

zurückkehrt – hoffe ich, eine Erklärung anbieten zu können. Einen seiner vielen Namen nämlich habe ich bislang ausgespart und bis jetzt aufgehoben, die sinnige Bezeichnung „Pfingstvogel“. Zu Pfingsten aber hatte sich der Heilige Geist über die Apostel ergossen, so daß sie begannen, in Zungen zu reden, was meint, daß sie in der Lage waren, sich in ihnen bis dato fremden Sprachen verständlich zu machen. Und etwas Ähnliches, behaupte ich, ist auch dem Preisträger auf seinem Wege zur Loriotwerdung zugestoßen. Ein Pfingsten mit negativem Vorzeichen freilich, eines, das den Begossenen mit der Fähigkeit begabte, in Unzungen zu reden – ein Unwort, das der Verständlichkeit halber mit „Kommunikationsstörung“ übersetzt sei.

Loriot – wir haben es gehört – hat uns Deutschen jahrzehntelang zugehört, um uns in Bild und Wort unsere Unfähigkeit mitzuteilen, uns mitzuteilen. Und wir Deutschen – oh Pfingstwunder! – haben ihn verstanden oder ihm doch zumindest zugehört, da er seine bittere Botschaft mit köstlicher Komik zu ummanteln wußte.

Es hat Loriot wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen, mehr noch: Er hat seine Deutschen zum Lachen gebracht – alleine nämlich hätten sie da nicht hingefunden. Und er hat sich dadurch als nationale Kommunikationsstörungsstelle verdient gemacht: Wer eine Störung belacht und nicht an ihr verzweifelt, der ist auf dem besten Wege, ihre Ursachen aufzuspüren und ihre Folgen zu vermeiden.

Das allein ist preisenswert, doch Loriot hat sich noch zusätzlich um die Sprache der Deutschen und ihre Sprecher verdient gemacht: Ihm war es gegeben, einen jener raren Hammersätze zu formulieren, die sich dem Denken eines Volkes, ja der Menschheit derart eingehämmert haben, daß sie noch nach Jahrzehnten, Jahrhunderten, ja Jahrtausenden weiterbedacht und weitergereicht werden, da sie – obwohl glasklar reflektiert



Preisstifter Eberhard Schöck (r.) übergibt den Jacob-Grimm-Preis an Vicco von Bülow.

und gußeisern formuliert – nicht zuende gedacht werden können, Sätze wie „Liebet eure Feinde“, „Ich denke, also bin ich“, „Gott ist tot“, „Wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen“ oder „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ – : Alles Hammersätze, mit denen selbst die größten Geister nur selten beschenkt werden, ja manche gehen sogar ganz leer aus. Ich beispielsweise wüßte keinen Hammersatz von so verdienstvollen Denkern wie Horkheimer oder Gadamer zu nennen. Wohl aber weiß ich einen von Lorient, und aus der Häufigkeit, mit welcher er zitiert wird, schließe ich, wie sehr er sich bereits deutschen Hirnen eingehämmert hat.

Der Satz beendet die Szene „Aufbruch“, die davon handelt, daß ein Ehepaar sich darüber zerstreitet, wie ein rechtzeitiger Aufbruch in die Oper zu bewerkstelligen sei. Lorient legt den Satz *ibr* in den Mund, als Reaktion auf die Feststellung von ihm: „Es geht um die Frage, warum Frauen am Kern einer Sache grundsätzlich vorbei diskutieren.“ Darauf sagt sie – aber antwortet sie überhaupt ihm, nicht vielmehr IHM, der zu Anbeginn der Menschheitsgeschichte den Hammersatz aussprach: „Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei.“ Sie also befindet: „Männer und Frauen passen einfach nicht zusammen.“

Ein Satz, den Männer und Frauen seither diskutieren müssen, ohne ihn doch in Äonen ausdiskutieren zu können – getreu dem ebenfalls ziemlich hammermäßigen Gedichtanfang von Gottfried Benn: „Kommt, reden wir zusammen. Wer redet, ist nicht tot.“

Mit einem weiteren Dichterwort möchte ich schließen. Es stammt von Heinrich Heine und lautet: „Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unseren Mitmenschen etwas Angenehmes sagen.“ Was Lorient uns, seinen Mitmenschen, gesagt hat, war nicht immer angenehm, wie er es gesagt hat, war es stets. Daher kann ich mit dem überaus angenehmen Befund schließen: Ob Männer und Frauen zusammenpassen, bleibe dahingestellt, daß Lorient und der „Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache“ es tun, bedarf keiner weiteren Worte als „Herzlichen Glückwunsch, lieber und verehrter Preisträger!“

Dankrede des Jacob-Grimm-Preisträgers

Dr. h.c. Vicco von Bülow

Sehr verehrter Herr Schöck, lieber Herr Gernhardt, liebe Jury, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ein Preis zum Lob der deutschen Sprache, der den Namen „Jakob Grimm“ trägt, kann für den, den ihm...für dem, der ihn...der dem...dem dings der...der ihn erhält, zur Gefährdung seiner erprobten Umgangssprache führen, denn im Bemühen, sich der großen Ehre wenigstens im Nachhinein als würdig zu erweisen, zeigt man sich – als Folge einer gewissen Streß-Situation – schon der Formulierung des Dankes nicht gewachsen.

Hier füge ich ein: Herzlichen Dank für einen Preis, über den ich mich mehr freue, als es die Sprache zuläßt. Herzlichen Dank für Ihre Worte, denen ich noch lange hätte zuhören mögen.

Es ist nicht genau zu sagen, wann der Mensch zu sprechen begann. Mit Sicherheit war sein Leben als Lurch und der dadurch bedingte Aufenthalt von einigen Jahrmillionen unter Wasser sprachlich unergiebig. Auch nach Verlassen der Ozeane, Ablegen der Schwimmhäute, Betreten des Festlandes und Beginn einer zweckmäßigen Fortbewegung auf Händen und Füßen ist von Sprechen keine Rede.

Erst als sich der Mensch – zu früh, wie man weiß – in den aufrechten Gang erhob, entstand der allgemeine Wunsch, sich nun auch verbal gehobener auszudrücken. Begünstigt wurde dieser Bildungsschub von Seiten der Schöpfung durch eine Vergrößerung von Kopf und Hirn.

Schon nach 250.000 Übungsjahren hatte der Frühmensch die dumpfe, stoßweise Lautgebung seiner sogenannten Blöckphase durch fünf verschiedene Selbstlaute bereichert. Eine Leistung, die auch den anwesenden Hofhund überraschte.

Und doch gingen weitere Jahrtausende ins Land, bis der inzwischen zum Sapiens avancierte Homo verständlich zu sprechen begann. Er beherrschte alle Wörter, die er zur Beleidigung seiner Feinde, Belehrung der Gattin sowie auf der Jagd und beim Spiel benötigte. Es waren 48.

Damit sind wir auf dem Wege zu uns. Ich bin mir sicher, daß mein Urgroßvater aufrecht ging. Ob er mehr als 48 Wörter beherrschte, weiß ich nicht, denn er sprach nicht viel. Aber seine Äußerungen scheinen genügt zu haben. Es wurde ihm nie widersprochen.

Was mich betrifft, bin ich Ihnen, meine Damen und Herren, aus gegebenem Anlaß eine Mitteilung schuldig: Ich war ab 1923 mehrere Jahre Analphabet, wohl als Folge meines postnatalen Aufenthalts in einer Infanteriekaserne. Allerdings verdanke ich diesem

vormals kaiserlichen Gebäudekomplex meine erste Begegnung mit dem Wunder der Sprache.

Ich lag sightbehindert in der Tiefe eines Kinderwagens, jedoch in günstiger Hörweite zum Kasernenhof. Was ich von dort durch meine noch unschuldigen Ohren vernahm, war die magische Verbindung von Stimme und Sprache.



Jacob-Grimm-Preisträger 2004:
Vicco von Bülow

macht sich das Mädchen auf den Weg. Von aufgepickten Hirsekörnern ist die Rede, von Feld- und Waldsperlingen, Lerchen, Finken, Amseln und Zeisigen. Kurz, das gute Kind verirrt sich gründlich, trifft tief in Wald und Nacht auf eine Hütte, klopft an und wird hereingebeten.

Am Tisch sitzt ein Greis, um den Ofen gruppieren sich die übrigen Mitglieder der Wohngemeinschaft: ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntscheckige Kuh. Das ist zunächst noch nichts Ungewöhnliches. Jetzt aber erzählt die verirrte Holzhauertochter ihre Geschichte und schließt mit der Bitte um ein Nachtlager. Da wendet sich der ange-

Nur je ein Konsonant und ein Vokal zum Ton gepreßt, lautstark von einer Kehle ausgestoßen, beraubte 50 Männer ihres freien Willens, um sie in gleichförmige rhythmische Bewegung zu versetzen.

Ein Beweis für die Macht des Wortes. Zumal es sich um einen Rückfall in die Blöckphase des Homo Erectus handelte, die seit hunderttausend Jahren als überwunden galt.

Etwa fünf Jahre später berührte mich dank der Brüder Grimm ein geheimnisvolles Wort. Fernab aller Kasernenhöfe, in einem alten Haus am Rande eines dunklen Waldes war es zu hören und beschäftigt bis heute meine Phantasie.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der bat seine Frau: „Laß mir das Mittagbrot von unserer ältesten Tochter in den Wald bringen.“ Zur gegebenen Zeit

sprochene Greis nun nicht an das späte Mädchen, sondern an seine teils gefiederten, teils gescheckten Freunde, um sie nach ihrer Meinung zu fragen:

„Schön Hühnchen, schön Hähnchen,
und Du, schöne bunte Kuh,
was sagst Du dazu?“
„Duks“, antworten die Tiere.

Sie sagen „Duks“.

Sie krähen nicht, sie muhen nicht: ... sie sagen es, weil sie sprechen können, wie alle Tiere in der wahren Märchenwelt. Aber wenn sie sprechen können, warum sprechen sie dann ein so rätselhaftes Wort? Wer weiter liest, erhält zwar den fragwürdigen Hinweis, „das mußte wohl heißen, wir sind es zufrieden“, aber warum sagen sie das nicht?

Ich glaube es zu wissen.

Hühnchen, Hähnchen und die bunte Kuh sind mit der Frage „Was meinst Du dazu?“ mental überfordert, wollen dies aber nicht zugeben. Und antworten mit einer Wortschöpfung, die in ihrer Mehrdeutigkeit einen intelligenten Eindruck macht und keine weiteren Fragen zuläßt:

„Duks“.

Da wird nichts vorgetäuscht, nichts verheimlicht und niemand verliert sein Gesicht. Sonderbar ist, daß zeitgenössische Politiker diese Art der Argumentation nicht längst übernommen haben.

Und Du, Herr Bundeskanzler,
was sagst Du dazu?
„Duks“, sagt der Kanzler.

Ein großes Wort. Leider liegt seine Herkunft im Dunkeln. Das Lebenswerk der Brüder Grimm enthält nicht den leisesten Hinweis, vergeblich forscht man in Jakob und Wilhelms sonst so zuverlässigem Wörterbuch der deutschen Sprache. Auch unter den Fremd- und Lehnwörtern findet sich nichts. Nur in den „Kinder- und Hausmärchen“ von 1840, im „Alten Waldhaus“ sagen die Tiere „Duks“.

Hier warten zwei Probleme auf motivierte Germanisten. „Duks“ und das Kasernenhofkommando sind bisher wissenschaftlich weder erfaßt noch ausgewertet.

Leider kann ich mich nun dem Thema „Sprache“ nicht angemessen öffnen, da mir hierzu der akademische Wortschatz fehlt. Das stimmt mich, besonders im Rahmen dieser Feierstunde, doch sehr nachdenklich.

Ich weiche in die Praxis aus.

Mein Vater wurde bei gesellschaftlichen Anlässen, im Kreise von Honoratioren, Freunden und Familie oft gebeten, nach dem Essen etwas vorzutragen. Er war Offizier von Beruf und als gelegentlicher Rezitator ein begabter Amateur.

Wir Kinder verfolgten seine Darbietung in äußerster Verlegenheit. Die erhobene Sprache mit ungewohnter Betonung und zunehmender Leidenschaft, die offensichtliche Absicht, das Innerste preiszugeben, um schließlich vor einer verstörten älteren Dame schluchzend auf die Knie zu fallen, machte uns den deklamierenden Vater fremd und beängstigend.

Erst Jahre später verstand ich die Sprache als wichtigstes Kennzeichen menschlicher Besonderheit und bewunderte die Fähigkeit meines Vaters, durch Veränderung der Stimme scheinbar auch seinen Charakter zu verändern. Auf diese Weise vorbereitet sah ich das erste Drama auf der Bühne.

Dort waren die Titanen ihrer Zeit am Werk: Heinrich George, Horst Caspar, Friedrich Kayssler, Werner Kraus ... Namen, die nur wenige kennen, die jünger sind als Mitte Siebzig. Einer der Vorteile, die das Altern lohnen. Gespielt wurde „Der Prinz von Homburg“. Als Abkömmling einer preußischen Offiziersfamilie hätte mich eigentlich das Problem der militärischen Gehorsampflicht in irgendeiner Weise fesseln können. Aber das war es nicht.

Es war die Sprache der Schauspieler und mit ihr ein Gefühl von Betroffenheit und Theaterglück. Ein Phänomen, das gegenwärtig gern vermieden wird. Doch abgesehen von den Gefilden sprachlicher Hochkultur ist jedermann zur Vervollkommnung der deutschen Sprache aufgerufen.

Ein erster Blick läßt hoffen: „Auslegeware“, „Sitzgruppe“, „Frischmilch“ und „Frücht-dialog“ bereichern schon seit Jahren unseren zwischenmenschlichen Austausch. Relativ neu dagegen ist das Machtwort „Zahnersatzzusatzversicherung“. Ein linguistischer Höhepunkt deutscher Verwaltungslust.

Jede Sorge um die Weiterentwicklung der Sprache ist unbegründet, solange sich der Bürger seiner Mitverantwortung für das wichtigste Kommunikationsmittel nicht entzieht. Große Verdienste hat zweifellos das führende Management in Politik, Wirtschaft, Industrie und Banken, das mit Hilfe einer eigenen, weitgehend unverständlichen Geschäftssprache Ziele und Folgen seines Tuns geheimnisvoll verhüllt. Nur eine intellektuelle Minderheit beherrscht diese noble Form der Kommunikation.

Ganz andere Ausmaße hat dagegen ein Thema, das nicht nur Minderheiten, sondern die Bevölkerung als ganzes einbezieht. Ein Thema, dem ich Jahrzehnte meines Privat- und Berufslebens erfolglos geopfert habe, ohne ein Ende abzusehen. Es geht um das Kapitel „Mann und Frau“. Entschuldigung, „Frau und Mann“.

Sie hören es: schon mit der ersten Formulierung kommt man in Schwierigkeiten. Bis heute stehen wir ratlos vor der Spaltung der Menschheit in zwei ungleiche sogenannte Geschlechter.

Die äußerlichen Unterschiede sind klein und bedürfen nicht der kritischen Betrachtung. Vielmehr geht es um die irrtümliche Annahme, Frauen und Männer sprächen dieselbe Sprache.

Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Die in zahllosen Generationen unterschiedlich entwickelten Denkweisen und Sprachen lassen eine simple Verständigung nicht zu. Der hohe Reiz dieses Systems liegt in seiner Unerschöpflichkeit. Oft reichen Jahrzehnte des Zusammenlebens nicht aus, um alle Varianten einer sprachlichen Auseinandersetzung aufzuspüren.

Der Lebensgefährte betritt gegen Abend die Wohnung und fragt durch die geöffnete Küchentür: „Wann gibt es Abendessen?“ Darauf die Lebensgefährtin: „Mein Gott, ich kann doch nicht hexen!“

Bis zu diesem Zeitpunkt des Gesprächs sind fünf Sekunden vergangen. Fünf Sekunden, für deren automatischen Ablauf die Kräfte des Universums Hunderttausende von Jahren Vorarbeit geleistet haben. Auf die Frage des Mannes reagiert die Gattin sicherheits halber mit der Anrufung des Allmächtigen: „Mein Gott“, sagt sie und fügt hinzu, daß sie nicht hexen könne.

Der Lebensgefährte entgegnet, dies sei ihm bekannt und nicht Gegenstand seiner Frage gewesen, worauf die Lebensgefährtin ihre tägliche häusliche Belastung schildert, die, besonders an Donnerstagen, eine pünktliche Zubereitung des Abendessens verhindere, es sei denn, sie könne hexen.

Die Entgegnung des Partners, er habe nur gefragt, wann es Abendessen gebe, kommentiert seine Lebensgefährtin mit der Beobachtung, das sei eine Fangfrage zur Auslösung eines zeitraubenden Gesprächs, an dem sie nicht teilzunehmen gedenke.

Worauf der Lebensgefährte sich auf das versteift, was man unter „männlicher Logik“ versteht: ein veraltetes, stark vereinfachtes Denkschema ohne Berücksichtigung wesentlicher Begleitumstände. Dagegen hat die häufig kritisierte weibliche Logik schon immer wichtige Faktoren in ihren Denkprozeß miteinbezogen: Gewicht, Frisur, Migräne, Alter, Hass und Liebe.

Folglich ist eine unerwartete Verständigung zwischen Mann und Frau wohl nicht zu befürchten. Auch in Zukunft werden wir als mitwirkendes Ensemble die unterhaltsame Sprache der Mißverständnisse genießen, denn wir wissen es nun: die Frau denkt analog, der Gatte digital.

Ich weiß nicht, was das heißt, aber ich behaupte es einfach mal.

Mit nur zwei Wörtern – gleichermaßen schön, zeitgemäß und rätselhaft – erklärt die Sprache das Unbegreifliche. Und ich werde mit nur einem Wort jetzt das, was ich im Hinblick auf die Verleihung dieses ehrenvollen Preises eigentlich schon lange bin:

sprachlos.

Ich danke Ihnen.



Träger des Kulturpreises Deutsche Sprache 2004 (v.l.n.r.): Peter Christ, Deville Schober, Vicco von Bülow, Peter Schleiter.

Autorenverzeichnis

Dr. Vicco von Bülow: Jacob-Grimm-Preisträger

Peter Christ: Chefredakteur der Stuttgarter Zeitung

Dr. Bernd Fischer: Vorstandsmitglied der Theo Münch-Stiftung

Dr. Robert Gernhardt: Schriftsteller, Zeichner und Maler

Prof. Dr. Helmut Glück: Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache

Prof. Dr. Walter Krämer, Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache e.V.

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard: Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Georg Lewandowski: Oberbürgermeister der Stadt Kassel

Peter Schlenter: Chefredakteur der Zeitschrift *Irgendwo in Deutschland*

Dr. Antje Vollmer: Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags

Bildnachweis: Jörg Lantelme, Tobias Mindner, Bernd Schölzchen

Preisträger des Kulturpreises Deutsche Sprache

2001

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Rolf Hochhuth
Institutionenpreis Deutsche Sprache: Computer-BILD, Hamburg

2002

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Ludmila Putina
Initiativpreis Deutsche Sprache: Verein zur Förderung der pädagogischen
Arbeit mit Kindern aus Zuwandererfamilien, Osnabrück
Institutionenpreis Deutsche Sprache: Gemeinnützige Hertie-Stiftung,
Frankfurt a.M.

2003

Jacob-Grimm-Preis: Prof. Dr. Christian Meier
Initiativpreis Deutsche Sprache: Projekt Deutsch-Mobil
Institutionenpreis Deutsche Sprache: Versandhaus Manufactum

2004

Jacob-Grimm-Preis: Dr. Vicco von Bülow
Initiativpreis Deutsche Sprache: Netzwerk für deutschsprachige Musik,
Literatur und deutschen Film, *Irgendwo in Deutschland*
Institutionenpreis Deutsche Sprache: Redaktion der Stuttgarter Zeitung

Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird von der Eberhard-Schöck-Stiftung, der Theo Münch-Stiftung und vom Verein Deutsche Sprache e.V. gemeinsam verliehen. Er besteht aus dem Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache, dem Initiativpreis Deutsche Sprache und dem Institutionenpreis Deutsche Sprache. Die Preise werden seit dem Herbst 2001 in Zusammenarbeit mit der Brüder-Grimm-Gesellschaft e.V. und im Einvernehmen mit der Henning-Kaufmann-Stiftung in Kassel vergeben. Über die Preisträger entscheidet eine unabhängige Jury aufgrund der ihr vorgelegten Vorschläge.

Die deutsche Sprache hat sich über 1200 Jahre hin zu ihrem heutigen Stand entwickelt. Sie hat im Verlauf dieses Zeitraums Höhen und Tiefen erlebt, sie hat substantielle Anleihen bei anderen Sprachen gemacht und daraus großen Gewinn gezogen. Sie war ihrerseits Vorbild für andere Sprachen, die dem Deutschen in ihrer Entwicklung vieles verdanken. Die deutsche Sprache war und ist der Stoff, aus dem einzigartige poetische Kunstwerke geformt wurden. Sie diente den deutschsprachigen Völkern in allen Abschnitten ihrer Geschichte als differenziertes und flexibles Verständigungsmittel und seit wenigstens 300 Jahren auch als Sprache von Bildung, Wissenschaft und Literatur. Sie wurde geliebt, gepflegt und geachtet, aber auch durch Gleichgültigkeit, Überheblichkeit und Dummheit entwürdigt. Immer wieder wurde deshalb aufgerufen zu ihrem Schutz vor Verwahrlosung und ihrer Verteidigung gegen Geringschätzung: Martin Luther, Gottfried Wilhelm Leibniz, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Johann Wolfgang von Goethe, Jacob Grimm, Arthur Schopenhauer und Karl Kraus gehören zu den Vorkämpfern für ein klares und schönes Deutsch.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache stellt sich in diese Tradition, namentlich in die Tradition der Aufklärung. Die Sprachkritik der Aufklärung zielte darauf ab, das Deutsche allen Bevölkerungsschichten als Verständigungsmittel verfügbar zu machen und niemanden aufgrund mangelnden sprachlichen Verständnisses von den öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. Sie kämpfte für ein klares, verständliches und prägnantes Deutsch. Dazu gehörte die kritische Auseinandersetzung mit dem Alamode-Deutsch des 18. Jahrhunderts. Ein hoher Anteil an französischen Elementen bewirkte damals für große Bevölkerungsgruppen Verständnisprobleme. In der Gegenwart verursacht ein Übermaß an englischen Elementen in vielen Bereichen vergleichbare Probleme. Ganze Gruppen der Bevölkerung sind von der Kommunikation in einigen wichtigen Bereichen bereits ausgeschlossen, ganze Handlungszusammenhänge gehen der deutschen Sprache verloren. Das ist für eine Kulturnation in einem demokratischen Staat nicht hinnehmbar.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache dient der Erhaltung und der kreativen Entwicklung der deutschen Sprache. Er möchte kulturelle und sprachliche Selbstachtung und entsprechendes Selbstbewußtsein in einer demokratischen, offenen und europäisch orientierten Gesellschaft fördern. Das ist eine Voraussetzung für einen verantwortlichen und bewußten Umgang mit unserer Sprache: wer kein positives Verhältnis zu den Ländern

des deutschen Sprachraums und ihrer Kultur hat, wird auch kein positives Verhältnis zur deutschen Sprache finden können. Dazu möchte der Kulturpreis Deutsche Sprache beitragen. Er dient aber auch der Völkerverständigung und der europäischen Integration, denn die deutsche Sprache ist ein Band, das uns mit anderen Völkern verbinden kann. Er möchte die deutsche Sprache als würdigen Gegenstand des Fremdsprachenlernens erhalten, und er soll deutlich machen, daß das Deutsche immer noch eine der großen europäischen Kultursprachen ist, um die es sich zu bemühen lohnt – ebenso wie es sich in Deutschland lohnt, andere Kultursprachen zu lernen. Er möchte anderen Nationen zeigen, daß die deutsche Sprache in Deutschland geschätzt und geliebt wird, daß sie nicht abgeschrieben ist, daß niemand auf dem Weg zum Deutschen den Umweg über das Englische nehmen muß und daß wir uns für Zukunft unserer Sprache auch in den internationalen Beziehungen einsetzen werden.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache ist kein Literaturpreis, sondern eine Auszeichnung, die hervorragenden Einsatz für die deutsche Sprache und zukunftsweisende, kreative sprachliche Leistungen in deutscher Sprache anerkennt.

Der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache ist mit € 35.000 dotiert. Er zeichnet beispielhafte Verdienste bei der kreativen Weiterentwicklung unserer Sprache und phantasievolle Beiträge zur Erweiterung ihres Funktionsspektrums aus. Er wird Persönlichkeiten verliehen, die

- sich besondere Verdienste um die Anerkennung, Weiterentwicklung, Erhalt und Pflege der deutschen Sprache als Kultursprache erworben haben – sei es in literarischen Werken, sei es in wissenschaftlichen Essays oder Abhandlungen, sei es in der politischen Rede oder Publizistik
- das Ansehen der deutschen Sprache als Kultursprache vermehrt und ihre Bedeutung und Verbreitung als Fremdsprache gefördert haben.

Der Initiativpreis Deutsche Sprache ist mit € 5.000 dotiert. Er wird Personen, Gruppen und Einrichtungen verliehen, die Ideen für die Förderung und Weiterentwicklung der deutschen Sprache umgesetzt oder Vorbilder für gutes, klares und elegantes Deutsch in literarischen Texten, in wissenschaftlichen Abhandlungen, in der politischen Rede, in Texten zu Musikstücken oder in der Publizistik gegeben haben. Er wird auch jüngeren Menschen verliehen, die souveräne sprachliche Leistungen vorgelegt haben, denn er soll die junge Generation anregen, ein zeitgemäßes, zukunftsgerichtetes Deutsch zu schreiben und zu sprechen.

Der Institutionenpreis Deutsche Sprache ist undotiert. Er wird Einrichtungen oder Firmen verliehen, die sich im Alltag von Wirtschaft, Politik oder Verwaltung um ein klares und verständliches Deutsch bemüht und gezeigt haben, daß man die deutsche Sprache auch dort flexibel, klar und ohne Verrenkungen verwenden kann.

Begründete Vorschläge für die einzelnen Abteilungen des Kulturpreises Deutsche Sprache nimmt die Jury entgegen. Stichtag ist der 15. April. Der Jury gehören an:

Prof. Dr. Helmut Glück (Bamberg) als Sprecher,
Dipl.-Volkswirt Hanns M. Hock (Düsseldorf),
Prof. Dr. Ulrich Knoop (Freiburg),
Prof. Dr. Walter Krämer (Dortmund),
Dipl.-Ing. (FH) Eberhard Schöck (Baden-Baden),
Stud.Dir. a.D. Wolfgang Windfuhr (Kassel).

Die Entscheidungen der Jury sind nicht anfechtbar.

Kontakt:

Kulturpreis Deutsche Sprache
Die Jury
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Deutsche Sprachwissenschaft
Prof. Dr. Helmut Glück
96045 Bamberg

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird vergeben von der

Eberhard-Schöck-Stiftung
Vimbucher Straße 2
76534 Baden-Baden
Telefon: (07223) 967-371

der

Theo Münch-Stiftung
Immermannstraße 31
40210 Düsseldorf
Telefon: (0211) 36 08 12

und dem

Verein Deutsche Sprache e.V.
Postfach 104128
44041 Dortmund
Telefon (0231) 794 85 20

in Verbindung mit der Brüder-Grimm-Gesellschaft und im Einvernehmen mit der Henning-Kaufmann-Stiftung.

www.kulturpreis-deutsche-sprache.de